

Martin Kämpchen

Dankbarkeit

Wer dankbar ist, hat eine Geschichte zu erzählen, der ist schöpferisch.

Wer von uns hat nicht heute noch die Mahnungen von Mutter und Vater im Ohr, wenn uns etwas geschenkt wurde: „Wie sagt man?“, „Wie heißt das?“ – Wir wurden dazu erzogen, „Danke!“ zu sagen, wenn uns ein Eis spendiert wurde, oder nur für einen Nachschlag Suppe. Um ein gutes Vorbild zu sein, sagen die Eltern heutzutage artig „danke“, wenn ihre kleinen Kinder ihnen etwas anreichen oder auch nur, wenn sie den Eltern gehorsam sind.

Dankbarkeit als Haltung

Um zu demonstrieren, wie ernst uns in Mitteleuropa das Danken ist, erzähle ich in Indien gern die Anekdote vom abgebrannten Haus: Als in einem Haus ein Feuer ausbrach, stellten sich Bewohner und Nachbarn in eine lange Reihe und ließen die Eimer mit Wasser von einem zum anderen wandern, der letzte versuchte, damit die Flammen zu löschen. Höflich selbst in der Not, sagte jeder beim Eimer-Anreichen zum Nachbarn „Bitte schön!“, und der antwortete „Danke schön!“ und reichte den Eimer mit einem ebenso herzlichen „Bitte schön!“ weiter ... Kein Wunder, dass bei solchem Umstand das Haus bis auf die Fundamente herunterbrannte. Doch der Anstand blieb bewahrt!

Ganz anders das Verhalten in Indien. Dort gilt das „Thank you!“ als gekünstelt und dem Westen abgeschaut. Meist wird das englische „Thank you“ gebraucht, nicht der entsprechende Begriff in der Landessprache – was zeigt, wie wenig diese Kundgebungen alltäglicher Dankbarkeit kulturell verwurzelt sind. Tatsächlich hört man das „Thank you“ in Kreisen, die wenig verwestlicht, also kaum des Englischen mächtig, sind, selten, und zwar weder auf Englisch noch in einer Landessprache. Sind Inder also, was ihre kulturelle Prägung betrifft, undankbar? Darauf angesprochen, antworten sie meist: „Danke schön“ zu sagen sei eine leere Routine. Man müsse sich dankbar *fühlen*, Dankbarkeit dauernd in Worte auszudrücken, entwerte sie. Danksagen scheint im Alltag Indiens eher der persönlichen, meist spontanen Initiative überlassen.

In Europa wird Dankbarkeit dagegen als innere *Haltung* kultiviert, die man pflegen will, indem man „danke“ sagt, wie viele Inder einen Mantra wiederholen. Diese Hal-

tion ist die Summe vieler Akte des Dankens, sie äußert sich bedacht, nüchtern und ist von einem ruhigen Bewusstseinsstrom bestimmt. Oft überwindet sie innere Trockenheit und muss sich die Erinnerung an eine inspirierte Vergangenheit klammern und von ihr tragen lassen. Der Dankbarkeit ist wenig Spontanes, Dionysisches und Enthusiastisches eigen. „Danken“ und „Denken“ gehören zusammen, das Danken will „bedacht“ sein und soll sich erst danach manifestieren.

Eine solche Haltung der Dankbarkeit muss wachsen. Wir erwarten keinen Dank von Kindern und Jugendlichen, selbst wenn sie dazu angehalten werden, artig „Danke schön“ zu sagen. Kinder haben noch keine Vergangenheit. Echte Dankbarkeit wächst mit den Jahren, weil sie rückwärtsgerichtet ist. Kinder und Jugendliche leben auf die Zukunft hin, sie nehmen sich vom Leben, was sie bekommen können, als sei es ihr Geburtsrecht. Sie empfinden noch keine Dankbarkeit gegenüber den Eltern, den Lehrern, ihren Onkeln und Tanten. Erst wenn Menschen länger gelebt haben, vielleicht selbst schon Taten ausgeübt haben, die eines Dankes wert sind, kommt das Empfinden der Dankbarkeit auf und festigt sich allmählich zu einer Grundhaltung. Im günstigen Fall ist es keine Muss-Haltung, also eine Haltung, zu der man sich konventionell verpflichtet fühlt, weil es die kulturelle Umgebung so will, sondern eine Grundstimmung, die organisch wächst: „Dankbar ist der voll entfaltete Mensch.“¹

Die Haltung der Dankbarkeit entfaltet sich nicht wie von selbst, man muss *um sie kämpfen*, wie um jede bewusste innere Haltung. Dazu gehört eine Einübung in eine Haltung, die das Leben, besonders die eigene so-gelebte Vergangenheit bejahend annimmt. Diese Bejahung ist zunächst angelegt in der abendländisch-christlichen Überzeugung, dass alles Seiende gut ist: „[...] jedes Seiende, soweit es Seiendes ist, ist gut [...]“², befindet Thomas von Aquin, und er fährt fort: „[...] wenn auch das Schlechte immer das Gute vermindert, so kann es doch niemals das Gute vollständig aufzehren [...]“³.

Das eigene Leben anzunehmen, bedeutet auch, das eigene Versagen und die eigenen Fehler klarsichtig anzunehmen, sie zu bedauern, zu bereuen und, wo sie anderen Menschen geschadet haben, sie wieder gutzumachen. Wir erinnern uns nicht nur an persönliche Schuld. Jeder von uns hat auch Schicksalsschläge, Krankheiten erlebt, Enttäuschungen in der Liebe und im Ehrgeiz, an denen wir schwer tragen.

Dann aber gilt es, sich die eigene Schuld zu verzeihen und das Unverschuldete als Faktum anzunehmen und danach mit „strenger Milde“ sich selbst gegenüber das eigene Leben – als Teil des gesamten weltweiten Lebensprozesses – gut zu heißen, das ist: es zu feiern. Wer sich durch alle Schicksalsschläge und alles Versagen hindurch die Haltung der Dankbarkeit erhält, dessen Leben darf man als gelungen bezeichnen.

Wie ist das möglich, die Haltung der Dankbarkeit *einzuüben*? Meine Methode ist: Bald nach dem Aufstehen bewege ich meinen Körper, vergewissere mich meines

Lebendigsein und erfahre bewusst meine Umwelt. Zum Beispiel mache ich einen schnellen Gang, lockere den Körper mit gymnastischen Übungen, ich blicke hinaus in die Natur oder auf die Menschen. Ich setze mich in Verbindung mit mir und der Außenwelt. Darauf danke ich Gott, dass ich gesund aufgewacht bin, dass ich meinen Beruf ausüben, meine Familie und Freunde treffen, dass ich denken und fühlen, sprechen und schweigen darf – kurz, dass ich weiterlebe. Ich danke Gott, dass er mich bis zu diesem Tag ohne schwere tragische Verwicklungen durch mein Leben geführt hat: „Bis hierhin habe ich es geschafft – Gott sei Dank!“

Ich beklage nicht, was mir fehlt, sondern ich zähle auf, was ich habe und sein darf. Ich beklage nicht, wie alt oder krank und gebrechlich ich bin, sondern danke, dass ich lebe. Ich mache mir bewusst, was ich trotz aller Not und Verluste noch habe: Leben, Gesundheit, einen wachen Geist.

Wer so den Tag beginnt, erlebt eine therapeutische Umwandlung des Lebensgefühls. Man beginnt zu spüren, dass gerade in Krisenzeiten und bei Krankheiten oder im gebrechlichen Alter die willentlich gepflegte Dankbarkeit hilfreich ist. Sie ist ein Mittel gegen depressive Stimmungen, Melancholie, Angst und Verzweiflung. In Krisenzeiten kann die Dankbarkeit aus der Erinnerung an frühere Glücksmomente, an frühere Begnadung heraus entfacht werden. Erinnerung ist der Dynamo der Dankbarkeit.

Gerade die Dankbarkeit ist ein Mittel gegen das kräftezehrende Empfinden der Vergänglichkeit. Wer Dankbarkeit spürt, dessen Zeit flieht nicht, zumindest nicht hastig. Diese Haltung sucht die Kontinuität, sie ist auf lebenslange Dauer angelegt, sie wird eher intensiver, je grundsätzlicher man die Lebenssummen zieht. Dankbarkeit erfrischt die Lebensenergie. Das Leben, und sei es beschädigt, hat eine solche Kraft der Überzeugung zugunsten des Lebens, dass Lebendigsein als solches Grund zur Dankbarkeit wird. Wir erleben oft, daß gerade Schwerkranke und Menschen in Erwartung des Todes eine unforcierte, intensive Dankbarkeit spüren.

Schenken-Danken als Dialog

Dankbarkeit setzt ein Gegenüber, ein Du voraus. Dankbarkeit gegenüber einer Sache ist unmöglich. Dankbarkeit sucht nach einer personalen Beziehung. Hier ist Danken mehr als Denken, es ist hin zu einem Du gesprochen. Wir sind einem Menschen dankbar, wir sind einem personalen Gott dankbar. Selbst wenn wir uns „dem Schicksal“ dankbar fühlen oder etwa dankbar für eine gute Mahlzeit sind, denken wir an Menschen, die für das Schicksal oder für die Mahlzeit verantwortlich sind. Auch Dankbarkeit als Haltung, die rückwärtsblickende, erkämpfte Dankbarkeit richtet sich an Personen, oft an eine Vielzahl, manchmal in das Dämmer der Vergangenheit entlassene, schon halb anonyme Personen. Die Haltung der Dankbarkeit ist vielleicht die Summe des Danke-Sagens an Personen innerhalb eines Lebens.

Wie Martin Buber darstellt, bleibt das Sprechen zu einem Du nicht ohne Folgen. Das sprechende Ich schwingt immer im Du mit und wandelt das Du um, ebenso wie das Du das Ich umwandelt⁴. Dankbarkeit verwandelt das Du ebenso wie das Ich.

Ein Ich, das „danke“ sagen kann, hat etwas erhalten; es ist von einem Du beschenkt worden. Es ist einerlei, ob das Ich dieses Geschenk „verdient“ hat, ob Ich seiner „wert“ bin, ob Ich es nutzen kann. Ich habe bekommen und meine Antwort soll – spontan oder später, nach zusätzlichen Erfahrungen und Einsichten, das Bewusstsein der Dankbarkeit sein. Dieses Bewusstsein bleibt nicht isoliert, sondern tritt mit dem Menschen, dem Ich danke, in eine sich verflechtende Beziehung. Damit setzt ein vielfältiger, wechselseitiger und manchmal komplexer Beziehungsprozess ein.

Dankbarkeit ist also stets der Versuch, „etwas“ zurückzugeben, nachdem ich selbst empfangen habe. Ich gebe nicht dasselbe zurück, was ich empfangen habe. Für einen Apfel schenke ich keinen Apfel und keine Birne zurück. Das hieße Ablehnung des Gegebenen und Ablehnung der Haltung des Schenkens, der Großzügigkeit, der Bemühung, die Ablehnung des Opfers, das zum Schenken notwendig war. Dasselbe zurückzugeben, wäre auch Ablehnung der Suche nach dem „passenden“ Geschenk, das den Beschenkten als Persönlichkeit offenbart. Es wäre allerdings auch die Abwehr der Erwartungen, der Verpflichtungen, der Nötigung, die oft die Gebenden ihren Gaben aufladen und dadurch die Freiheit des Schenk-Aktes (zer-)stören. Hier zeigt sich, dass der dialogische Akt des Schenkens-Dankens differenziert ist, weil er bewusst-unbewusst den Beschenkten und Dankenden wertet, sich „ein Bild“ von beiden macht, und deren Handeln gewichtet. Der dialogische Akt des Schenkens-Dankes verlangt von beiden Seiten Kreativität und Feingefühl.

Als Beschenkter gebe ich nicht zurück, was ich empfangen habe, sondern ich antworte authentisch nur auf einer Meta-Ebene – der des Gefühls, des Intellekts, der Psyche. Dankbarkeit kann betont und unterstützt werden durch (materielle) „Gegengeschenke“, doch Dankbarkeit als solche ist stets ein immaterieller Akt. Was ich materiell oder als Ratschlag, als Belehrung oder als soziale Hilfestellung erhalten habe, gebe ich als Dank auf der immateriellen Ebene zurück. Jene, die sich dazu gedrängt fühlen, sogleich nach Erhalt eines Geschenks ein „Gegengeschenk“ zu planen, haben nicht gelernt, im Geschenk die innere Haltung des Schenkenden wahrzunehmen; sie erkennen nur das Materielle, dessen finanziellen Wert. Dieser fordert sie auf, wie Geschäftsleute, sich zu „revanchieren“ mit einem Geschenk von ähnlichem Wert. Unnötig zu sagen: es ist kein Geschenk mehr, sondern Ware.

Wenn die Schenkenden und die Dankenden authentisch handeln, erkennen und ehren sie immer die menschlich wertvolle Seite des jeweiligen Du. Schenken und Danken nobilitieren die Menschen in ihrem Alltag.

Schenken-Danken sind nur echt, wenn sie ohne Vorbehalte und Bedingungen geschehen, wenn sie das Gestrüpp von Wenn und Aber mit einem Hieb durchschlagen und die Anwandlungen von Neid und Sarkasmus überwinden. Schenken-Danken sind nur echt, wenn sie frühere Verletzungen und die ganze Summe der Gebro-

chenheit, die Menschen im Leben ansammeln und als Ballast mit sich weitertragen, für den Augenblick des Dank-Aktes abwerfen. Gelingt es, kann Danken überaus befreiend sein, wie eben die Haltung der Dankbarkeit nur aus innerer Freiheit möglich ist und diese Freiheit fördert.

Schenken-Danken nobilitieren den Menschen nur, wenn diese Akte in Ursprünglichkeit und Reinheit geschehen. Schenken kann nur ohne Hintergedanken echt sein, vor allem ohne den Hintergedanken, etwas anderes als Dank, zum Beispiel materielle Vorteile, dafür zu erhalten. Streng genommen, soll nicht einmal der Wunsch nach Dankbarkeit das Schenken motivieren. Danken kann gleichfalls nur ohne Hintergedanken echt sein, vor allem ohne den Hintergedanken, als Konsequenz des Dankens noch mehr zu bekommen. Diese beiden opportunistischen Impulse sind typische Gefahren.

Die Akte des Schenkens und Dankens sind ein Überfließen des Inneren, sie stammen oft aus einer Hochstimmung, die sogar die Regeln des konventionellen Benehmens und die Formalismen und Grenzen des Alltäglichen überschreiten können. Diese Akte brauchen Offenheit gegenüber dem Du, Unkompliziertheit und Frische des Handelns. Diese Akte entladen sich mit charismatischem Schwung.

Das Lebensgefühl der Dankbarkeit, das sich an das Du anderer Menschen richtet, löst wiederum Dankbarkeit, zumindest aber Genugtuung, in jenen Menschen aus. Dankbarkeit wirkt oft ansteckend.

Ursprünglichkeit und Reinheit des Schenkens-Dankens kann zum Beispiel in *armen und notleidenden Menschen* schwerlich entstehen. Für die meisten ist ein Geschenk die Aufforderung, auf ein weiteres zu hoffen. Die Annahme eines Geschenks kann der Beginn einer inneren Abhängigkeit von den Schenkenden sein. Der Dank, den arme Menschen entgegenbringen, kann selten anders als opportunistisch sein. Schenken-Danken zementiert Herrschaftsverhältnisse, obwohl die Schenkenden sie oft – gerade durch die Schenkakte – gern aufbrechen würden. Die Schenkenden haben die wirtschaftliche Kraft zu schenken, sie sind die Gönner. Von dem Geben geht das Signal der Überlegenheit aus. Die Ärmeren vermögen dem nichts entgegenzusetzen, allenfalls eine „Dankbarkeit minderen Grades“. Sie besteht etwa aus Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit, aus unkritischer Loyalität, die nicht nur die Gabe sondern die gesamte Persönlichkeit und die Lebensverhältnisse des Gebenden einbeziehen. Oft sind die Schenkenden berechnend in ihrem Geben, und wollen die Beschenkten zu ihrem eigenen Vorteil an sich binden. Ebenso berechnend kann der Dankende sein, wenn er weitere Gaben erhofft.

Grundsätzlich soll Schenken wie Danken das jeweilige Du nicht überwältigen, nicht binden, nicht in Verlegenheit bringen, nicht herabsetzen, nicht zu unehrlichen, oberflächlichen Reaktionen nötigen. Schenken und Danken verlangen Taktgefühl und ein Empfinden für das rechte Maß⁵.

Schenken-Danken können am ehesten unter *Gleichen oder Fast-Gleichen* zu ihrer Echtheit gelangen. Wer wirklichen Dank empfinden will, darf nicht vom Gebenden

innerlich abhängig sein oder es werden wollen. Danken geschieht nur in der Freiheit von Gefühl und Geist. Diese Gleichheit muss bei beiden, dem Ich und dem Du, gewünscht und gegenseitig anerkannt werden. Dieser Emanzipationswille, sich nicht in Abhängigkeit zu begeben, ist Voraussetzung der Haltung der Dankbarkeit.

Dankbarkeit in der Familie

Wie steht es mit der Dankbarkeit in der Familie? Gerade hier soll sie gepflegt werden. Eltern und Kinder leben in einer Beziehung, mehr noch, in einer Verbundenheit der Dankbarkeit. Eltern und Kinder sind jedoch nicht Gleiche. Gibt es darum keine echte Dankbarkeit? Die Eltern ziehen die Kinder auf und öffnen ihnen die Welt, die Kinder lernen von den Eltern und lassen sich von ihnen vertrauensvoll führen, bis sie sich in diese Weltoffenheit integrieren.

Von jungen Kindern kann man, wie anfangs notiert, keine aktive Dankbarkeit erwarten, allenfalls ein anezogenes „Danke schön“. Die Dankbarkeit der Kinder wächst angesichts der Selbstlosigkeit und Hingabe der Eltern, deren sie immer mehr gewahr werden. Es ist wesentlicher Teil des Erwachsenwerdens, dass die Kinder beim Übertritt ins Erwachsenenalter die Rolle der Eltern erkennen und daraus die Konsequenz der Dankbarkeit ziehen. Das ist in einer Lebensphase möglich, in der die Kinder ihre Eltern in den praktischen Dingen nicht mehr brauchen, allmählich finanziell selbständig werden und sich von den Eltern emotional emanzipieren. In diesem Stadium sind die Kinder den Eltern – in gewisser Weise – gleich geworden. Sie haben den Überblick – das heißt, den Blick zurück und nach vorn – um ermes- sen zu können, wo sie im Leben stehen. Nun können sie ihre Beziehung zu den Eltern, zu Lehrern und anderen Älteren rational erfassen und festlegen. Das macht Menschen reif zur Dankbarkeit.

Auf Seiten der Eltern wächst eine *Sehnsucht nach Dankbarkeit*. Sie warten darauf, dass sich ihre erwachsen werdenden Kinder ihnen zuwenden und ihre Mühe, ihre viele Jahre währende Selbstlosigkeit (an-)erkennen und dass sich daraus ein reiferes Verhältnis zwischen Eltern und Kindern entwickelt. Dankbarkeit ist, was ein solches reiferes Verhältnis charakterisieren würde. Diese Sehnsucht nach Dankbarkeit entspringt nicht eigentlich einem Wunsch nach Anerkennung und Geltung. Sondern durch die Haltung der Dankbarkeit von Seiten der Kinder wird ein emotional-geistiges *Gleichgewicht* hergestellt. Die Dankbarkeit der Kinder entspricht einer intuitiven Logik.

Ähnliche langjährige Beziehungen von Ungleichen – wie Lehrer und Schüler, Lehrmeister und Lehrling, Onkel/Tanten und Neffen/Nichten, Mäzene und Begünstigte – verlangen, um über die notwendige Zeit der Beziehung hinaus aktiv und fruchtbar sein zu können, ebenso der Dankbarkeit. In allen Älteren entsteht diese Sehnsucht nach Dankbarkeit, denn Dankbarkeit ist der wesentliche Beweis dafür,

dass die Jüngeren verstanden haben, wer und was ihnen den gegenwärtigen verantwortlichen Status in der eigenen Familie und im Beruf ermöglicht hat, wem sie die Fundamente für ihr Lebenswerk zu verdanken haben. Das anhand von Zeichen der Dankbarkeit zu erleben, ist für Ältere eine Befriedigung, auf die sie in im höheren Alter nicht verzichten möchten, die wesentlich zu ihrer Lebensfülle beiträgt. Ohne diese Dankbarkeit kann das Alter dürr und bitter sein. Im Grunde gehört es zur Pflicht der Älteren, die Jüngeren zur Dankbarkeit zu erziehen. Das darf nicht durch verbale Hinweise, schon gar nicht durch Strenge geschehen, sondern indem sie die Jüngeren durch einen umfassenden menschlichen Reifeprozess führen.

Dankbarkeit fordert die Jüngeren oft zu Taten auf – für die Eltern zu sorgen, die Älteren insgesamt zu entlasten. Je weniger die Älteren zu Taten willens und fähig sind, desto häufiger treten die Taten der Dankbarkeit der Jüngeren an deren Platz. Doch wichtig ist die Haltung. Diese Taten der Dankbarkeit sollen nicht nur den Älteren zugutekommen, die Auslöser der Dankbarkeit sind, sondern der Gesellschaft insgesamt. Zu diesen Taten der Dankbarkeit gehört, dass die dankbaren Jüngeren die ihnen nächste Generation im Sinne einer Haltung der Dankbarkeit durch denselben Reifeprozess führen.

Dankbarkeit in einer hierarchischen Gesellschaft

In Indien ist dieser „Generationenvertrag der Dankbarkeit“ innerhalb der Familie sehr lebendig. Dass die Kinder für das Wohl der Eltern verantwortlich sind, wenn sie im Alter hilfsbedürftig werden, wird den Kindern früh vermittelt. Die Eltern ziehen Söhne auf, damit sie später die Sicherheit eines versorgten Lebens haben und nicht einsam werden. Hier liegt auch ein Grund, weshalb Eltern Söhne den Töchtern vorziehen: Die Töchter heiraten und verlassen den Haushalt, die Söhne bleiben mit ihren Ehefrauen und Kindern bei den Eltern. So ist die Faustregel, und im ländlichen Umfeld überwiegt bis heute der Brauch, dass wenigstens ein Sohn bei den Eltern wohnt.

Diese *institutionalisierte Dankbarkeit* in der Familie überträgt sich in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft wie der indischen auf alle Beziehungen zwischen Älteren und Jüngeren. Man kann es das *Guru-System* nennen. Gurus sind nicht nur religiöse Präzeptoren, die ihre Schüler und Schülerinnen zur Erlösung führen. Gurus sind alle Menschen, die Jüngere belehren und anweisen – Lehrer oder Professoren, Handwerksmeister, Mäzene oder ältere Verwandte, und zwar Menschen beiderlei Geschlechts. Diese Art der Dankbarkeit betrifft die zwischen Ungleichen. Gibt es auch die zwischen gleichen, unabhängigen Menschen?

Die Dankbarkeit zwischen Gleichen ist insofern schwer zu entdecken, weil die indische Gesellschaft von vielerlei Hierarchien durchwachsen ist und Beziehungen von Gleichen traditionell nicht bestehen. Alle menschlichen Beziehungen werden

auf Familienstrukturen projiziert und entsprechend eingeordnet. In Indien gilt man auch als Fremder als der „ältere Bruder“ oder die „jüngere Schwester“, der „Onkel väterlicherseits“ oder die „Tante mütterlicherseits“ und so weiter. Dankbarkeit wird entsprechend der hierarchischen Familienabhängigkeit gegeben und erwartet.

Es erstaunt, dass die großen indischen Denker und Reformen des 20. Jahrhunderts offenbar Dankbarkeit nicht in ihre zentrale Denk- und Fühlwelt einbezogen haben: nicht Mahatma Karamchand Gandhi, nicht Swami Vivekananda, nicht Sarvepalli Radhakrishnan; am ehesten noch Rabindranath Tagore, wenn auch er Dankbarkeit nicht *expressis verbis* thematisiert hat. Studiert man ihr Denken durch die Sonde der von mir skizzierten Dankbarkeit, wirkt diese als fremdes, eher als westliches Prinzip.

Undank

Nicht immer wird Dank geübt, wo Dank gebührt, nicht immer erfüllt sich die Sehnsucht nach Dankbarkeit. Undank verletzt tief, gleichgültig, ob eine Beziehung des Schenkens-Dankens unter Gleichen – etwa Ehepaaren oder Freunden – oder unter Ungleichen – etwa Älteren mit Jüngeren – besteht. Wer oft und viel gegeben hat und keine Zeichen der Dankbarkeit erhält, wessen Selbstlosigkeit im Geben bis aufs Äußerste geprüft worden ist, dem kann der empfundene Undank die Seele zernagen. Die Reaktion auf Undank kann zu einer negativen Kraft anschwellen, die schwer zu bändigen ist. Diese Kraft zerstört gute Erinnerungen an Einheit und Vereinigung in Liebe und Freundschaft und Güte in Gesprächen. Sie zerstört positive Gefühle, die um eine Person entstanden sind. Jene, die das einmal geschehene Gute, das zwei oder mehr Menschen in der Vergangenheit verbunden hat, nicht in einer Haltung der Dankbarkeit akzeptieren, zerstören nicht nur diese damals vorhandene Verbindung, sie negieren gewissermaßen die Vergangenheit, das damals gelebte Leben.

Wie Eifersucht vergiftet empfundener Undank das Leben. Die Mühe um einen Menschen, die Liebe zu ihm, die guten Wirkungen, die man durch diese Mühe erleben durfte, werden in bitteres Bedauern gekehrt, wenn jener Mensch sich über den moralischen Imperativ der Dankbarkeit hinwegsetzt. Undank raubt nicht nur von der angesammelten Lebenssubstanz, die sich in Erinnerungen und vielfältigen Lebensäußerungen ausdrückt, sondern er lähmt das Weiterleben. Dankbarkeit stellt das geistige Gleichgewicht zwischen zwei Menschen her und ebenso das Gleichgewicht *in* der Seele dieser beiden Menschen. Dankbarkeit ist eine Handlung der gerechten Verteilung und Gewichtung. Undank verwirft für beide Menschen dieses Gleichgewicht. Undankbare Menschen fehlt es an Gerechtigkeitssinn und besonders an dem intuitiven Verständnis für den geistigen und seelischen Zustand anderer Menschen.

Undankbare machen sich die materiellen Gaben und emotionalen Zuwendungen des Anderen opportunistisch zunutze, sie dehumanisieren den Geber zu einem Objekt des Gebens. In der Sprache Martin Bubers: Undankbare machen das Du zu

einem Es. Menschen, die mit dem Undank der Anderen kämpfen, wird eben dies bitter bewusst: Sie werden ausgenutzt; die Haltung, mit der sie gegeben haben, wird weder erkannt noch anerkannt. Der Undankbare ist unfähig oder nicht willig, diese Haltung zu würdigen und Dankbarkeit zu üben.

Zur Dankbarkeit gehört *Treue*. Beides, Dank und Treue, feiert Elemente der Kontinuität in unserem Leben, das sich doch immerzu verändert. Undank stürzt unser Leben in den Wirbel immer neuer Veränderungen und Unsicherheiten. Es gibt nichts, woran man sich halten kann, was Bestand verspricht.

Zu Undank werden jene Menschen verleitet, die von Anfang Dankbarkeit als *eine Last* empfunden haben. Großzügige Menschen haben etwas gegeben, meist solche in gehobeneren Stellungen zum Empfangenden. Die Empfangenden haben nicht ablehnen wollen und nicht Nein sagen können. Doch sie empfanden das Geschenk als Demütigung. Sie spürten, dass durch die Gaben das Oben und Unten, die Herrschaftsverhältnisse wieder betont worden sind. Sie spürten auch, dass die Gebenden Dank erwarten, Dank als ihr Recht empfinden. So wird Dankbarkeit zur Last.

Undank ist in solchen ungleichen Verhältnissen rasch möglich. Sobald sie das Gewollte bekommen haben, drehen sich die Empfangenden um und verlassen den Ort. Arme, also sehr Ungleiche, können, wie schon betont, keine Dankbarkeit entfalten; niemand sollte sie erwarten und über ihren Undank zornig sein. Nur die aus freiem Herzen annehmen können, nicht aus bitterer Notwendigkeit annehmen müssen, sind fähig zur Dankbarkeit.

Dankbarkeit hat, wie wir wissen, mit Gerechtigkeit zu tun. Darum müssen Dankbare abwägen, wie und wieviel Dankbarkeit sie ausdrücken. Zum Beispiel heißt es „Nach dem Tod, nur Gutes“. Das will sagen, man soll die Toten nicht kritisieren, also ihnen nur Dankbarkeit entgegenbringen. Erfüllt das die Pflicht zur Gerechtigkeit? Die nur Gutes über einen Verstorbenen sagen, dessen Gutheit wird zu allgemeiner Verklärung herabgewürdigt. Glaubwürdig ist nur die differenzierte Würdigung, also der differenzierte Dank. Allerdings verklärt sich die Erinnerung mit den Jahren. Solange keine Erinnerungen an Verletzendes und Demütigendes, an Undank bestehen, bleibt eine Haltung der Dankbarkeit, die Fehler und Versagen in ein entschuldigend mildes Licht rücken.

Gott sei Dank

Dankbarkeit entspringt der allgemeinen Erkenntnis, dass wir nicht allein leben können. Wir sind als Kinder abhängig von den Eltern, später von Lehrern, danach sind unsere Kinder und Schüler von uns abhängig. Im Beruf und im gesellschaftlichen Leben besteht eine Vielzahl von notwendigen gegenseitigen Abhängigkeiten, ohne die wir nicht leben können. Diese Beziehungen der Abhängigkeit sind entweder naturgegeben oder gesellschaftlich unabwendbar. Dies einzusehen ist ein Akt der

Demut; in diese Abhängigkeiten einzuwilligen, demütigt niemanden. Es entsteht ein Kosmos von Beziehungen, der, wenn er harmonisch ist, einen Kosmos von Dankbarkeit entfaltet, und das heißt: von positivem Lebensgefühl, von positiver Annahme der Vergangenheit und Versicherung der Treue in der Zukunft.

Bisher habe ich betont, dass Dankbarkeit auf Personen und einen personalen Gott gerichtet ist. Wenn die Haltung der Dankbarkeit in uns gefestigt ist und wir sie als Lebensinhalt schätzen, dann kann sich das Gefühl der Dankbarkeit über Personen hinaus ausbreiten: Wir sind dankbar der Schöpfung – der Natur, dem Wind, den Sternen. Eine kosmische Dankbarkeit entfaltet sich in uns.

Der Dankbarkeit wachsen Flügel. Der kosmische Dank ist oft das Lebensgefühl eines fortgeschrittenen Alters, in dem man rückblickend spürt, wie sich „alles wunderbar gefügt“ hat, wie auch die eigenen Fehler im großen Lebensplan eingebaut sind und, entschuldigt, ihren Sinn bekommen haben: Wir sind dankbar der Sonne, wir spüren Dank für jeden neuen Tag und sprechen den Dank jeden Morgen aus. Wir sind dankbar für die Werke großer Künstler, großer Musiker und großer Schriftsteller – wie konnten sie solche Werke schöpfen? Wir stehen ihnen in erstaunter, unfassbarer Dankbarkeit gegenüber.

Dankbarkeit kann friedentiftend wirken. Vielleicht ist Dankbarkeit, wie die Gewaltlosigkeit (*ahimsā*) eine Methode, um Menschen für sich, also für die Harmonie und den Frieden in der Gesellschaft zu gewinnen; vielleicht ist es ein Mittel der Überzeugung. Wer Dankbarkeit als Grundgefühl seiner Existenz wählt, kann niemals wirklich verzweifeln.

ANMERKUNGEN

¹ Diesen Satz habe ich Cai Werntgen zu verdanken.

² Thomas von Aquin, Gott und seine Schöpfung. Texte. Übers. v. Paulus Engelhardt / Dietmar Eickelschulte. Freiburg 1963, 131.

³ Ebd. 132. – So sehr diese lebensbejahende Philosophie zur christlichen Grundeinstellung gehört, in der Geschichte war allerdings ein Dualismus, bei dem das Gute und Schlechte beinahe gleich stark sind, oft dominant.

⁴ Vgl. Martin Buber, Ich und Du. Köln 1966. – Im zweiten Abschnitt seiner berühmten Schrift stellt Buber fest: „Wenn Du gesprochen wird, ist das Ich des Wortpaares Ich-Du mitgesprochen.“ (9) Im dritten Abschnitt: „Es gibt kein Ich an sich, sondern nur das ich des Grundwortes Ich-Du [...]“. (10)

⁵ Vgl. Martin Kämpchen, Vom rechten Maß. Münsterschwarzach 2014, v. a. das Kapitel „Großzügigkeit und Verweigerung“.